

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

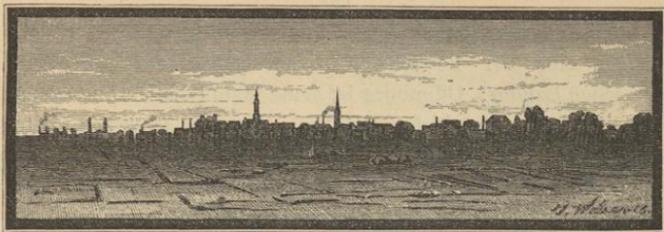
## **Die badische Schwarzwaldbahn**

**Hardmeyer, Jakob**

**Zürich, [1886]**

Offenburg-Hausach

[urn:nbn:de:bsz:31-244501](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-244501)



Offenburg

## Offenburg-Hausach.

In äusserst lieblicher Gegend, bei dem freundlichen *Offenburg*, zweigt sich die Schwarzwaldbahn von der Stammbahn des Grossherzogthums Baden ab. Gegen den Rhein hin und landaufwärts breitet sich die fruchtbare Ebene aus, in welche zahlreiche Ortschaften eingestreut sind. Die nähern derselben treten anmuthig aus dem Grün der sie umgebenden Bäume hervor, während die weiter abliegenden sich uns durch ihre Kirchthurmspitzen und den Rauch verrathen, der über ihren Dächern aufsteigt.

Hier muss gut wohnen sein: üppige Felder weithin, lebendige Wasser überall, und links hinaus, in der Richtung, welche unsere Bahn einschlägt, rebenumkränzte Hügel, Gründe mit grünen Matten und dichtem Obstbaumwuchs und darüber der Tannenwald, der alle Höhen krönt. Und fragen wir nach den Namen der Dörfer, die zu Füssen der Weinberge oder an ihren Hängen liegen, so nennt man uns *Ortenberg*, *Durbach*, *Fesenbach*, *Zell*, Namen, die einen gar lieblichen Klang haben; oft schon haben wir sie gehört, wenn beim fröhlichen Gelage, nach Verabschiedung des anspruchlosen Landweines, Flaschen höhern Ranges eintraten, um des Festes Schluss zu krönen. Hierherum also ist eure Heimat, ihr guten Tröpflein? Sie ist wirklich schön und sei von uns höchlich gepriesen!

Die *Ortenau* heisst das Gebiet am Eingange des Kinzigthales, eine der lieblichsten Landschaften des gesegneten badischen Landes; Offenburg ist seine Hauptstadt. Die Ortenau hat eine reiche Geschichte, reicher jedoch an schweren Zeiten als an Tagen des Glückes, denn die Fruchtbarkeit ihres Bodens machte sie oft zum Gegenstande gewalthätiger Begehrlichkeit, und ihre Lage an einer der Haupteingangspforten Deutschlands zog ihr zu wiederholten Malen die Leiden und den Jammer des Krieges in übervollem Masse zu.

Der Leser verlangt wohl kaum, dass wir ihn einführen in die etymologischen Spitzfindigkeiten über die Entstehung des Namens Ortenau, welche sich sogar zu der abenteuerlichen Behauptung verstiegen, das mittelalterliche „Mortenu“ stamme nicht von den beiden Wörtern „Moor“ und „Au“ her, sondern es heisse „Mordenau“, und sei entstanden in anarchistischen Zeitläufen, in welchen Raub und Mord an der Tagesordnung gewesen; es heisse eigentlich „die Mörderau“, was für eine so schöne Gegend doch ein zu garstiger Name wäre. Doch sollte dem wirklich so sein, was wir nicht glauben, so ist es dem Sprachgebrauch sehr zu danken, dass er das M abgeschoben, die Erinnerung an Mord und Todschatz ausgelöscht und uns den wohlklingenden Namen „die Ortenau“ ohne unangenehmen Beigeschmack auf die Lippe gelegt hat.

Die Geschichte der Ortenau ist eng verwachsen mit derjenigen der alten Reichsstadt Offenburg, welcher wir einige Zeilen widmen wollen.

Ohne Zweifel eine Gründung des städtebauenden Geschlechtes der Zähringer, erlangte Offenburg zur Zeit des Interregnums Reichsfreiheit. Es wurde nach dem Hinschiede Friedrichs II. in die Streitigkeiten wegen der Kaiserwahl verwickelt, verlor seine städtische Unabhängigkeit durch den Bischof von Strassburg, erlangte sie theilweise wieder, gerieth aber, da es stetsfort mit einem Theil der Ortenau von den Kaisern als Pfandobjekt behandelt wurde, das sie in Zeiten der Geldnoth bald an diesen, bald an jenen Herrn versetzten, in eine Lage, welche schlimmer war als förmlicher Unterthanenstand. Die Offenburger hielten aber wacker ihre Scheinfreiheit aufrecht und begaben sich als freie Reichsstadt unter den Schutz des Hauses Oesterreich, nachdem ihnen die Zusicherung gegeben worden war, „dass Offenburg ohne sein Wissen, Willen und Gehelle“ nicht vom Reiche losgetrennt und an Niemanden verpfändet werden solle.

Der österreichische Schutz kam die gute Stadt theuer zu stehen. Das Worthalten war nicht die starke Seite der habsburgischen Politik, und trotz Brief und Siegel Kaiser Maximilians, welche die Offenburger in ihren Händen hatten, verpfändete schon er selbst die Stadt mit ihren Schicksalsgenossinnen Gengenbach und Zell an den Grafen von Fürstenberg. Dieser

schaltete nach seinem Gutdünken, unbekümmert darum, dass ihn die Bürger nur als Vogt des Reiches betrachteten; er zog Zinse, Renten und Steuern ein, gebahrte sich als der Landesherr. Diese sonderbare Reichsfreiheit wurde von Karl V. und Ferdinand I. den Offenburgern bestätigt, die Bestätigungsbriefe waren aber nichts als ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Ferdinand löste die Pfandschaft ein und zog die Stadt mitsammt der Ortenau an das Haus Oesterreich. Die Offenburger hielten ihre Dokumente umsonst empor. Nach Innsbruck oder nach Ensisheim, an die österreichischen Gerichtshöfe, wurden sie verwiesen, um zu ihrem Rechte zu gelangen, der Weg zum Reichskammergericht blieb ihnen verschlossen. Ein volles Jahrhundert hindurch wehrte sich durch fortwährende Protestation die vergewaltigte Stadt um ihre Freiheit. Sie ward ihr nicht zu Theil, und was man ihr davon liess, das waren nur unscheinbare Fetzen vom Ehrenmantel bürgerlicher Freiheit. Da brach der Sturm des dreissigjährigen Krieges herein, welcher Offenburgs und seiner Verbündeten Ruf nach ihrem Rechte vollends übertönte und unsägliches Elend über die schöne Landschaft brachte. Abwechselnd war Offenburg im Besitz der Schweden und der Kaiserlichen. Eine Belagerung nach der andern hatte die Stadt auszuhalten, so fünf durch Bernhard von Weimar. Elend und Hungersnoth herrschten in der ausgesogenen Ortenau, und nur langsam erholte sich das Land, als im letzten Viertel des XVII. Jahrhunderts durch die Kriegszüge Ludwigs XIV. von Frankreich nach den deutschen Landen neuer Jammer hereinbrach. Der Marschall Créqui belagerte die Stadt im Jahr 1678 und im Jahr 1689 wurde sie nach hartnäckiger Gegenwehr eingenommen, ausgeraubt, in Asche gelegt. Neue Drangsale hatte Offenburg zu erdulden während der Kriege des XVIII. Jahrhunderts, wo Kontributionen und verheerende Durchmärsche das Land belästigten. Erst mit dem Lüneviller Frieden fuhr Offenburg in einen sichern Hafen ein: es fiel dem Hause Baden zu, unter dem es gedeiht und sich freudig entwickelt. Wir schliessen diesen geschichtlichen Umriss mit den Worten Dr. Josef Baders im I. Jahrgang seiner „Badenia“:

„Sechshundert Jahre hatte Offenburg als Reichsstadt bestanden, von dem Ausgange des Hauses Zähringen bis zur Auflösung des Reichsverbandes. Seine Lage war vortrefflich an der grossen Rheinstrasse von Basel nach Frankfurt, zwischen dem Schwarzwald und Elsass, mitten in einem fruchtbaren und wohlbevölkerten Reichsländchen. Es konnte glücklich heranwachsen, gross und reich werden, wie Strassburg, seine Nachbarin; aber die frühen Pfandschaften haben seinen Flor schon im Keime getödtet und die österreichische Schutzherrschaft ihm alle freie Luft geraubt und alles bessere Gedeihen unmöglich gemacht. Es ist empörend, zu lesen, welchen Ton die österreichischen Landvögte und ihre Beamten oft gegen die Stadt annahmen, doppelt empörend, da Offenburg in billiger und bescheidener Weise nur sein uraltes Recht behauptete, jene aber meist völlig unpatriotisch, feil und knechtisch auf eine Regierung pochten, deren Geist

gleich einem vergiftenden Hauche alles Freiheitsleben anfrass und verkümmerte. Es mochte der Stadt nahe gehen, als sie in Folge des Lüneviller Friedens dem Hause Baden zufiel. Mit schmerzlicher Ergebung in die Nothwendigkeit der Zeitumstände entsagte sie dem Schatten ihrer so viele Jahrhunderte lang mühsam bewachten und vertheidigten Reichsfreiheit. Diese Pietät für die von biedern und ehrenfesten Vätern ererbten Verhältnisse einer geliebten Heimat war schön und lobenswerth, aber gewisslich muss Offenburg sich zu einer Veränderung Glück wünschen, welche es einem konstitutionellen, materiell und intellektuell freudig aufblühenden Staat zutheilte, wo ihm in höchst freisinniger Gemeindeverfassung der Impuls zu einer neuen kräftigen Entwicklung gegeben ist. Der Offenburger erinnere sich also immerhin mit frommem Vergnügen der reichsfreien Zeit seiner Heimat, aber er freue sich nichtsdestoweniger auch seines neuen Vaterlandes, und sei ein ebenso guter Badener, als er ehemals ein eifriger Reichsstädter war.“

**Offenburg** macht auf den Besucher einen gar freundlichen Eindruck. Vom Bahnhofe erstreckt sich bis zu den städtischen Gassen eine schattige Allee, hinter deren Bäumen sich ein hübsches Haus an das andere reiht.

Die Stadt nenne sich, so sagen Geschichtskundige, nach einem englischen Prinzen, Offo, der seine Heimat verlassen habe, um den alemannischen Heiden das Evangelium zu verkündigen, ein heutzutage von Prinzen nur wenig gepflegtes Gebiet. Dem mag so sein; doch passt für die Gegenwart eher die Auslegung des Namens, wie sie sich beinahe von selbst gibt. Offenburg ist nicht hinter Mauern und Thürmen verborgen, es gewährt, eine offene Stadt, freien und ungehinderten Zutritt und ihm steht die ungehemmte Entwicklung ringsherum offen. Es ist ein lustiger, gemüthlicher Ort, dem es weder an Gewerbefleiß noch an wissenschaftlichem Streben gebricht. Fremde, die einen angenehmen, nicht zu geräuschvollen Aufenthaltsort lieben, lassen sich gerne in Offenburg nieder. Sie fühlen sich heimisch in einer so profern Stadt, in der darin herrschenden Geselligkeit, inmitten einer nicht auszusparzierenden, an schönen Punkten so reichen Umgebung.

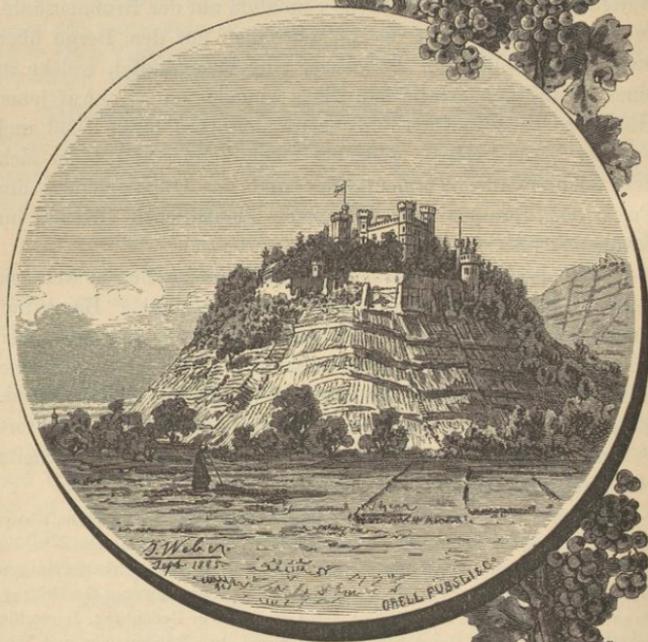
Die Reisehandbücher machen uns aufmerksam auf die in gothischem Style gehaltene evangelische und die im Rococostyle erbaute katholische Kirche. Sie weisen auch hin auf

das Standbild des Kartoffelheros Francis Drake, das von dem strassburgischen Bildhauer Friedrich der Stadt geschenkt wurde. Eine Kartoffelstaude in der Hand eines Heldenbildes sieht zwar etwas prosaisch aus; allein verdient sie, die Ernährerin der Völker, eine Glorifikation nicht mit grösserem Rechte, als das Schwert, das die Menschen frisst? — Am Eingang der städtischen Anlage steht ein anderes Denkmal, dasjenige des berühmten Naturforschers Lorenz Oken, geb. 1770 im nahen Dorfe Bohlsbach, gestorben 1851 als Professor der Universität Zürich. Wie hier das hübsche Standbild auf der Brunnsäule, so erinnert er ihn auf der „Okenshöhe“ auf dem Berge über dem Dorfe Meilen am Zürichsee, eine Gedenktafel, welche in einen gewaltigen erratischen Block eingelassen ist. Auf jener Höhe, die er auf seinen Forscherwanderungen durch Wald und Feld so gerne bestieg, gedachte Oken beim Anblick des sich dort ausbreitenden Tannenwaldes und des Hügelgeländes am Fusse der Voralpen wohl oft seiner heimatlichen Ortenau im schönen Thale des Rheins.

Aus der offenen Rheinebene führt uns der Zug in wenigen Minuten den Hügeln zu, und es fällt uns linker Hand auf aussichtreicher, das Thal beherrschender Höhe ein stattlicher Schlossbau in die Augen, reich gethürmt und mittelalterliche Bauart mit modernem Schmuck und Wohlbehagen vereinigend. Es ist das Schloss **Ortenberg**, die ehemalige Burg der kaiserlichen Landvögte der Ortenau, heute der sommerliche Lustsitz einer reichen Strassburger Familie.

Mit der Landschaft Ortenau, deren fester Platz und Herrschaftshaus es war, theilte das Schloss das Schicksal, als Pfand aus einer Hand in die andere zu wandern. Es gehörte in früherer Zeit zu den stärksten Burgen des Landes, verlor aber bei der Vervollkommnung des schweren Geschützes, da es vom nahen Berge überhöht ist, seine kriegerische Bedeutung. Immerhin behielt die jeweilige Herrschaft des Schlosses ihre Rüstkammer und ihre kleine Besatzung bei, und auf ein gegebenes Zeichen hatte die wehrhafte Mannschaft der umliegenden Dörfer in Zeiten der Gefahr zum Schutze der Burg herbeizueilen. Der Schlossbrunnen war an die 50 Klafter tief; allein trotz dieser Tiefe liess er die Burgleute doch manchmal im Stich. Dann musste das nahe Gengenbach aushelfen, dem von Alters her die Pflicht oblag, vier Esel zu halten, um Wasser auf die Burg zu schaffen. Bemerkenswerth

ist für die Zeit, in welcher das bezügliche Urbar abgefasst wurde, in der die Misshandlung und Ausbeutung der Menschen eine selbstverständliche Sache war, die Sorgfalt, mit welcher der Feudalherr sich der Gengenbacher Saumthiere annahm; der Eselknecht musste mit feierlichem Eide beschwören, „die Esel nicht ungebührlich zu schlagen, zu stossen, noch sonst zu verwahren, sondern allweg zu halten, wie von Alters herkommen.“



Schloss Ortenberg.

Der Ortenberg hatte die Stürme des dreissigjährigen Krieges überlebt; allein der französische Krieg gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts brachte ihm den Untergang. Nachdem er von den Franzosen besetzt worden war und Marschall

Créqui sich bald hernach zum Rückzuge über den Rhein veranlasst sah, liess er das Schloss in Brand stecken und einen Theil davon in die Luft sprengen. Die Versuche für Wiederherstellung scheiterten am Kostenpunkt. Einige Thürme nur wurden zu Gefängnissen eingerichtet, doch der Verfall nahm überhand, die Gefangenen wurden im Dorfe am Fuss des Schlossberges untergebracht, und eine lange Reihe von Jahren schaute das Schloss als düstere Ruine ins Land hinaus. Im Jahre 1836 erwarb Herr von Berkheim den Ortenberg und liess durch den badischen Architekten Eisenlohr die prachtvolle Schlossbaute erstellen, eine idealisirte Ritterburg, die stolz zu Thale schaut.

Als ob uns das Mittelalter nicht verlassen wolle, zeigen sich uns bald die Thürme des alten Reichsstädtchens **Gengenbach**, am Fusse weitgedehnter Rebhügel liegend. Mauern und Thore gemahnen an die alte, engumschränkte Bürgerherrlichkeit; leider war aber diese nur eine scheinbare, denn auf der Stadt lag wie ein Alp der österreichische sogenannte Schutz und bereite der Bürgerschaft das nämliche Schicksal wie der mit ihr verbündeten Stadt Offenburg.

An geistlichem Troste fehlte es in all den Nöthen kriegerischer Zeitläufe, die ihnen arg zusetzten, den Bürgern nicht.

Ihre Stadtmauer umschloss nämlich das alte Benediktiner-Reichsstift Gengenbach, dem eigentlich das Städtchen entsprossen war. Die im Barockstyl aufgeführten Gebäulichkeiten des Klosters nehmen den östlichen Theil des städtischen Territoriums ein, und der hübsche Thurm der Stiftskirche ist eine Zierde der Gegend. Zur Zeit der Reformation waren Stadt und Kloster auf dem Punkte, zur neuen Religion überzutreten; allein verschiedene Umstände traten hindernd in den Weg, und das Stift bestand weiter bis 1807, in welchem Jahre es mit den übrigen Klöstern Badens säkularisirt wurde.

Es scheint in den letzten Jahrzehnden vor der Auflösung die edle Musik von den Gengenbachischen Mönchen mit Eifer gepflegt worden zu sein; denn es wird uns berichtet, dass „etliche Konventualen sich in der Tonkunst ziemlich hervorthaten. Pater Martin, erster Violinist, ein satter, geübter Chorgeiger, ist auch zugleich ein artiger Orgelspieler und Komponist von kleinen Stücken mit vieler Anmuth. Und so ist es auch der dortige Pater Joseph, welcher Orgel und Flügel sehr konzentrisch behandelt; Pater Bartholome ist ein saftiger Contrabassist; Pater Peter, Second Violinist, fest im Takt und von schönem Bogenstrich; Pater Philipp



ein nicht ganz nur mittelmässiger Organist; Pater Andreas ein Tenorist mit nicht geringer Lieblichkeit, die Jedem sehr gefällt; Pater Maurus ein zeitmassfester und dickstimmiger Bassist; P. Nepomuk ein Solo-Klarinetist von nicht gemeinem Schrot und Korn, streicht auch eine artige Violine und singt keinen rohen Tenor u. s. w. u. s. w.<sup>4</sup>



In Gengenbach.

Brav, ehrwürdige Väter! Ihr sangt und musiziert, dass es mächtig durch die Hallen eurer hohen Kirche klang, bis hinein in die Tage des Niedergangs eurer Klostersgemeinschaft, und euere rühmlichen Leistungen im Reich der Töne waren der würdige Schwanengesang des alten Reichsstifts Gengenbach.

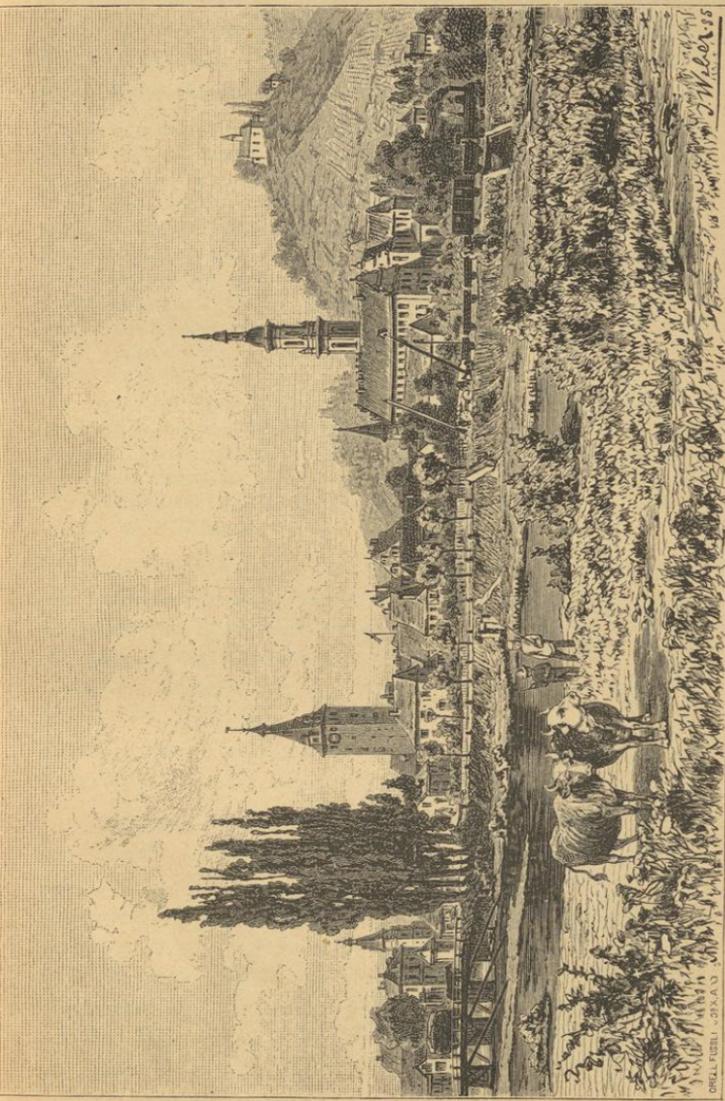
Auf der rechten Thalseite reiht sich von hier an noch eine Weile Weinberg an Weinberg, nachher schiebt sich Weideland und Buschwerk ein, und wir ahnen, dass uns die Rebe bald Lebewohl sagen wird, um die Berghänge andern Kulturen und zuletzt dem Walde allein zu überlassen. Rechts und links schneiden kleine, äusserst heimelige Thälchen in die Bergwand ein, die Flächen zu beiden Seiten der Kinzig sind um die Dörfer und Weiler her als Gartenland, im Freien draussen als Acker- und Mattland benützt. Die herrlichen Obstbäume und die

Ueppigkeit alles Gewächses um die Dörfer her zeugen von der Milde des Klimas, deren sich dieser untere Theil des Kinzigthales erfreut. Gegen *Biberach* hin treten rechter Hand die Hügel auseinander, so dass sich hier ein weiterer Horizont öffnet. Auf weitschauender Höhe erhebt sich im Hintergrunde

as ein Tenor  
ster Maurer ein  
olo-Klarinetten  
artige Violon  
en Tenor u. a. v.

Väter: Ihr  
lass es mächtig  
r hohen Kirche  
die Tage des  
ostergemein-  
mlichen Lei-  
Töne waren  
gesang des  
entbach.

Thalseite  
an noch  
an Wein-  
lebt sich  
werk ein,  
uns die  
hl sagen  
nge andern  
etzt dem  
überlassen.  
schneiden  
nelige Thal-  
nd ein, die  
Seiten der  
Dörfer und  
tenland, im  
Acker- und  
Die herr-  
e und die  
zeugen von  
e Theil des  
echter Hand  
erer Horizont  
Hintergrunde



Gengenbach.

des behä  
einst die  
dessen G  
schaft hi

Hefli  
gebirge l  
Unainigte  
Geroldsee  
zisch. Ka  
dann als  
Geschlech  
Hoheger  
Burg wur  
jenen so  
hohen B  
Markgraf  
berger de  
Zur Zeit  
sovereine  
Wienerko  
im Jahr

Bei  
der herr  
eingeric  
all gütt  
lebend  
bis an  
aufzun  
nützlich

**Bi**  
Strasse  
thal un  
ihre Inc  
nicht so  
seite fa  
Tausen  
aus der  
im Jahr

Die b

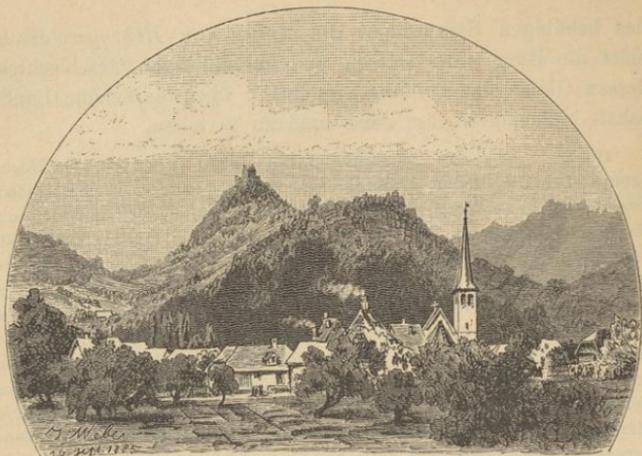
des behäbigen Seitenthales die Ruine von *Hohengeroldseck*, einst die Burg eines stolzen und übermüthigen Geschlechtes, dessen Glanz eine Zeitlang unheimlich über die schöne Landschaft hinleuchtete, um dann bald zu verlohen.

Heftige Fehden mit den Strassburgern, welche gegen sie vom Hochgebirge her die Berner, Luzerner und Züricher zur Hülfe herbeiefielen, Uneinigkeit im eigenen Hause und ungezähmte Raubgier brachten die Geroldsecker herunter. Die Herrschaft wurde fürstenbergisch, dann pfälzisch. Kaiser Maximilian zog sie scheinbar für das Reich ein, um sie dann als österreichisches Lehen einem Abkömmling des herabgekommenen Geschlechtes zu übergeben. Nach dem Aussterben des Mannsstammes kam Hohengeroldseck an die Kronenberger, hernach wieder an Oesterreich. Die Burg wurde im Jahr 1689 von französischer Hand zerstört und schaut seit jenen schlimmen Tagen als eine der schönsten Ruinen des Landes vom hohen Berge hernieder. Oesterreich entriss die Herrschaft Geroldseck dem Markgrafen von Baden-Durlach, der sich nach dem Erlöschen der Kronenberger derselben bemächtigt hatte und übergab sie den Grafen v. d. Leyen. Zur Zeit des Rheinbundes wurde die Herrschaft Geroldseck zu einem souveränen Fürstenthum erhoben, gelangte aber durch Beschluss des Wienerkongresses unter die Oberhoheit Oesterreichs, welches das Ländchen im Jahr 1819 an Baden abtrat.

Bei Biberach und weiter hinauf erfreut uns der Anblick der herrlichen Matten, welche unter dem Einfluss eines wohl-eingerichteten Bewässerungsnetzes reiche Erträge liefern; überall glitzern im Sonnenschein zwischen dem Grün Bächlein lebendigen Wassers; die Kinzig schickt sie über den Thalgrund bis an die beidseitigen Berghänge hin, um sie dann wieder aufzunehmen, wie folgsame Kinder, welche die Mutter zu nützlichem Dienste ausgesandt hat.

**Biberach** ist eine verkehrsreiche Ortschaft, durch welche die Strasse geht, die zwei ansehnliche Thäler verbindet, das Schutterthal und das Thal des Harmersbaches, mit den beiden, durch ihre Industrie weitbekanntesten Städten *Lahr* und *Zell*. Wer hätte nicht schon den Namen Zell am Harmersbach auf der Rückseite fayencener Teller und Tassen gelesen, dem Tafelgeschirr Tausender von bürgerlichen Haushaltungen? Es geht dasselbe aus der grossartigen Zeller Steingutfabrik hervor, welche dort im Jahre 1815 von dem unternehmenden Industriellen Lenz

Die badische Schwarzwaldbahn.



*Biberach und Hohengeroldseck.*

gegründet wurde. Zahlreiche andere Industrien blühen in dem Städtchen.

Mit Offenburg und Gengenbach theilte Zell lange Jahrhunderte hindurch das Missgeschick, als Pfandobjekt aus einer Hand in die andere zu wandern und die Schläge aushalten zu müssen, welche die eine Herrschaft der andern zu versetzen sich befliss. Was Wunder, dass es, seinen Leidensgenossinnen gleich, nie aus der Verkümmernng sich herauswinden und zu freudiger Entwicklung erheben konnte? Erst die neuere Zeit hat Zell durch Vereinigung mit Baden zur Blüte gebracht und aus „des heiligen römischen Reichs kleinster aber wüstester Stadt“, wie es in einem alten Dokument nicht sehr schmeichelhaft genannt wird, ist ein hübscher, lebensfroher Ort geworden.

Hinter Zell breitet sich im Thale das Dorf Oberharmersbach aus. Es wusste sich im Mittelalter diese Thalgemeinde von der Herrschaft des Bendiktinerstifts Gengenbach loszumachen, und seine Bewohner behaupteten sich als freie Reichsbauerschaft bis in unser Jahrhundert hinein. Wer denkt hiebei nicht an das Stift Einsiedeln und das Thal von Schwyz, wo sich der gleiche Prozess vollzogen? Es ist anzunehmen, dass, wenn die Gemeinde Bundesgenossen gefunden hätte, wie Schwyz sie in den Nachbarthälern und an den helvetischen Städten fand, sich auch hier ein Staatengebilde entwickelt hätte, ähnlich demjenigen der „Eidgenossenschaft in den obern deutschen Landen,“ eine Bauernrepublik, welche durch den Beitritt aufstrebender städtischer Gemeinwesen lebens- und widerstandsfähig hätte werden können.

In schneller Abwechslung ziehen die Dörfer am Flusse und an den Ausmündungen der zahlreichen Seitenthäler an uns vorüber. Ueberall herrscht üppiges Wachsthum; doch gewahren wir, dass an den Hängen der Nadelwald überhand nimmt, Buchen- und Eichenbestände werden seltener und in der Bauart der menschlichen Wohnstätten tritt eine überraschende Aenderung ein. Während von Offenburg an die Bauernhäuser einstöckige, jeden malerischen Schmuckes entbehrende Gebäulichkeiten sind, zeigen sie, je weiter wir kommen, immer mehr den schwarzwäldischen Charakter. Das weit vortretende Strohdach tritt auf, mit den Gallerien unter seinem heimeligen Schutze; nicht mehr zu Dörfern zusammengedrängt, stellen sich die Bauernhäuser selbständig mitten in den Güterkomplex hinein, den ihre Bewohner zu bebauen haben. Der Stolz des freien Hofbauers kündigt sich an und gibt der Gegend ein eigenthümliches Gepräge.

Doch werfen wir noch einen Blick auf eine der Ortschaften, bei denen der Zug anhält. Es ist das Städtchen **Haslach** in freundlicher Gegend.

In den Tagen Kaiser Rudolfs von Habsburg gelangte das Haus Fürstenberg in den lehensweisen Besitz des Städtchens, und dieses wurde der Wohnsitz eines Zweiges des fürstenbergischen Geschlechtes. Der erste Fürstenberger, der sich hier niedergelassen hatte, Egino, folgte dem Heerbann der Habsburger im Kriegszug gegen die schweizerischen Waldstätte. Er wurde bei Sempach erschlagen und mit den übrigen gefallenen Rittern in der Klosterkirche zu Königsfelden beigesetzt, auf welche die Habsburg herniederschaut. Bis zu Anfang unsers Jahrhunderts stand Haslach unter der Herrschaft des Hauses Fürstenberg, welches zur Stunde noch, wenn auch ohne landeshoheitliche Rechte auszuüben, ausgedehnten Grundbesitz in dieser Gegend hat.

Der einzige Fürstenberger, welcher in der langen Reihe der Generationen dieses Hauses dem katholischen Glauben untreu wurde, der „tolle“ Wilhelm, hatte in der Haslach'schen Herrschaft die Reformation eingeführt. Seine unmittelbaren Nachfolger thaten als treue Anhänger Habsburgs und der Kirche ihr Möglichstes zur Wiederaufrichtung des Katholizismus und stifteten in Haslach ein Kapuzinerkloster, dessen Kirchlein sie zu ihrer Ruhestatt wählten. Wie stets und überall, so zeigten die Jünger des hl. Franziscus in den schlimmen Tagen des dreissigjährigen und der spätern Kriege auch zu Haslach grossen Muth und viel Aufopferungsfähigkeit. Als vor den Schweden Alles floh, Geistlich und Weltlich, blieben sie unent-

wegt auf ihrem Posten und gewannen sich hiedurch solche Achtung von Seite der alles verheerenden Feinde, dass ihnen kein Haar gekrümmt wurde und sie im Stande waren, nach überstandener Kriegsnoth den Zurückkehrenden hülfreich an die Hand zu gehen. Während der Besetzung Haslachs durch die Schweden benahmen sie sich diesen gegenüber so freundlich, dass die Ketzler in ihre Gottesdienste kamen und sich nachher — wohl mit grösserem Vergnügen — mit ihnen im Refektorium bei Speis' und Trank des Lebens freuten. Wenig hätte gefehlt, dass die nordischen Pfaffenfresser ihnen um den Hals und der heiligen Kirche in den Schoss gefallen wären. Bis zur französischen Revolution bestand das Klösterlein fort; der letzte Pater, die Auflösung desselben viele Jahre überlebend, starb im Jahre 1851.

Von Haslach an wird das Thal enger und die Seitenthäler nehmen tobelartigen Charakter an. Lustig liegt auf der rechten Thalseite, als die am stattlichsten sich präsentirende Ortschaft der Gegend hoch auf einem Rebenhügel das Dorf *Weiler* mit weitschauender hübscher Kirche. Hier hört die Kultur des edeln Rebgewächses auf. Es ahnt die Nähe der Tannzapfenregion, und da es nicht liederlich verkommen und seinen Kredit verlieren will, so thut es sich Gewalt an, steht stille und spendet zu guter Letzt den vortrefflichen Herrenberger, der ihm alle Ehre macht und, wie es die Gottesgabe thun soll, des Menschen Herz erfreut.

Auf der Höhe zur rechten Hand hat frommer Glaube hoch oben eine Kapelle errichtet, die *Kreuzkapelle*; es folgt Dorf Hausach und, von einer düstern Burgruine überragt, das Städtchen **Hausach**, eines der kleinen Landstädtchen, wie sie häufig vor den Thoren der Adelsschlösser oder zu Füßen der Burghügel aus den Wohnungen der Schlossknechte und des zum Schutz herbeigezogenen Kriegsvolkes entstanden sind.

Es ist beinahe unnöthig zu sagen, wie die Herren des Ortes einander ablösten, da diese Folge sich bei den Ortschaften des Kinzigthals stets wiederholt: die Edeln des Ortes selbst, die Ritter von Hausach, die Zähringer, Oesterreich, Fürstenberg, Baden, zwischen hinein der Bischof von Strassburg und dabei die oft genannte Kriegsnoth des dreissigjährigen Krieges und die Zerstörung durch die Franzosen.

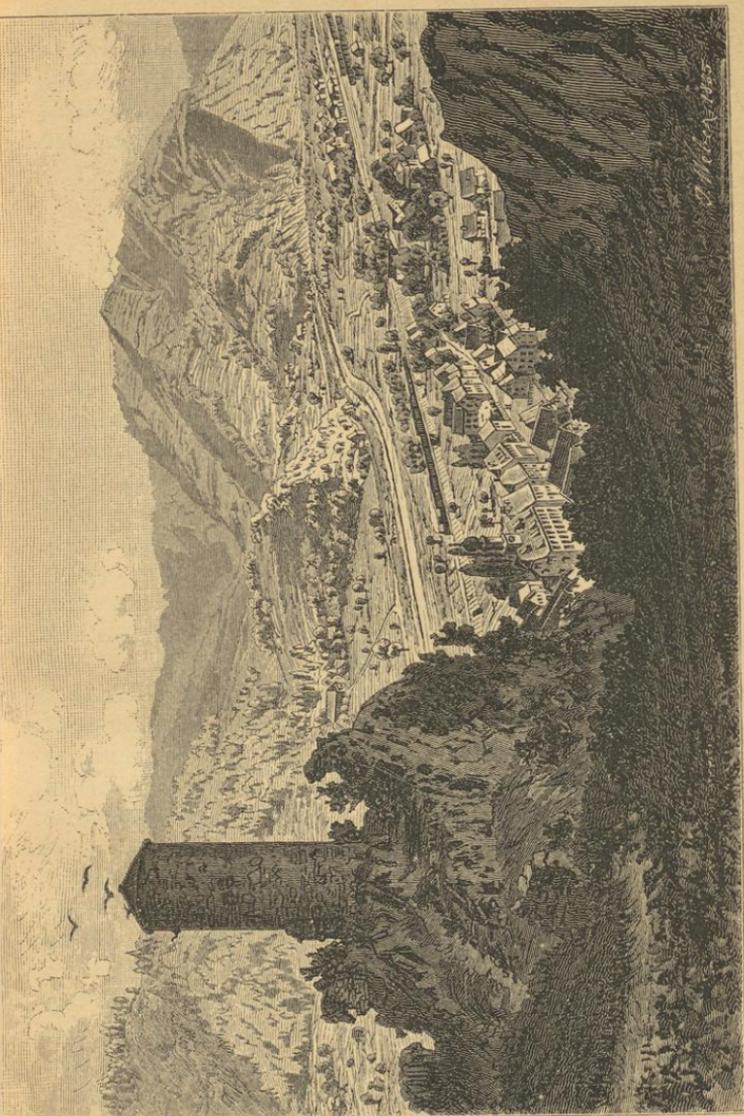
Der Bahnhof liegt vom Städtchen entfernt, da, wo sich von rechts her die Gutach in die Kinzig ergiesst und das Kinzigthal nach links über *Wolfach* und *Schiltach* sich ins

die Achtung von  
Haar gekrönt  
noch den Zurück-  
der Besetzung  
in gegenüber  
und sich nachher  
torium bei Spiel  
die nordischen  
in den Schos  
das Klösterlein  
re überlebend,

die Seiten-  
legt auf der  
äsentirende  
das Dorf  
hört die  
Nähe der  
nmen und  
an, steht  
en Herren-  
Gottesgabe

mer Glaube  
lle; es folgt  
überraagt, das  
hen, wie sie  
r zu Füßen  
sknechte und  
standen sind  
es Ortes einander  
Kinzigthals stets  
n Hausach, die  
inein der Bischof  
a dreissigjährige

t, da, wo sich  
riest und das  
iltach sich ins



Hausach.

Württemberg  
ins Schop  
goldson  
wenden  
Gutachth

Das

haben  
scheinet  
lichkeit  
Anlage  
Felspart  
rinnen  
Halden  
Dazu k  
Schatten  
Sinn für  
Thal s  
Lands  
von St  
Staffele  
der Sta  
liebreiz  
farbene  
die sich  
der Wi  
die Gut  
den\* Fe  
trift. S  
Strohü  
rosen, n

Württembergische hineinzieht. Von Wolfach aus geht's links ins *Schapbachthal* hinein nach dem Gesundbrunnen von *Rippoldsau*. Allen, die sich dorthin begeben, gute Kur wünschend, wenden wir uns nach rechts, um einzuziehen in das untere Gutachthal.

### Hausach-Triberg.

Das **Gutachthal** ist eine der schönsten Landschaften im weiten Thälergewirr des Schwarzwaldes. Die Wiesen haben hier ein besonders saftiges Grün, die Obstbäume scheinen uns üppiger zu sein als unten im Thal, die Gebäulichkeiten der Bauernhöfe kommen uns vor, als sei bei ihrer Anlage auf malerische Anordnung Rücksicht genommen worden. Felspartien schützen da und dort die behägigen Häuser, Bäche rinnen zur Seite dem Thale zu, Wege schlängeln sich den Halden entlang und verbinden freundnachbarlich die Höfe. Dazu kommen die mächtigen Nussbäume, die überall ihren Schatten streuen und überall ein sich entschieden aussprechender Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. Was Wunder, dass dieses Thal sich einen ganz besondern Ruf bei der edeln Zunft der Landschaftsmaler erworben, so dass sie es von Karlsruhe, von Stuttgart und von Düsseldorf her aufsuchen und ihre Staffeleien überall darin aufschlagen? An Modellen zu reizender Staffage fehlt es ihnen hierherum keineswegs: ein schöner, liebreizender Schlag von Mädchen in einer eigenthümlichen, farbenentschiedenen Tracht, liefert die zierlichsten Bildchen, die sich vom Holzbraun der Häuser und dem intensiven Grün der Wiesen trefflich abheben. Gutach ist protestantisch; allein die Gutacherfrauen haben nicht den Abscheu vor „scheinenden“ Farben, den man bei ihren Glaubensgenossinnen anderswo trifft. Sie lieben Roth, Blau und Grün in bunter Mischung. Die Strohühle der Mädchen sind mit faustgrossen, rothen Wollrosen, Bollen genannt, geziert, die der Frauen sind schwarz.